

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

12 (15.1.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Nr. 2

Samstag, den 15. Januar

1927

Dichtung im fernen Osten

Von Will Scheller

Im allgemeinen ist, was an Schöpfungen chinesischer und japanischer Sprachkunst ins Deutsche übertragen wird, aus zweiter Hand geschöpft, — an Hand meist englischer Ausgaben nachempfunden und vielfach mehr vom Wesen der europäischen Vermittler als von dem des asiatischen Ursprungs erfüllt. In der Minderheit befinden sich noch die Verdeutschungen aus dem Original, wie etwa diejenige japanischer Lyrik von Karl Florenz, oder chinesischer Lyrik von Richard Wilhelm, wenn auch festgestellt werden darf, daß neben der wie Unkraut aufwachsenden, mehr oder minder willkürlichen Nachdichtung die ernster zu nehmende Nachschöpfung aus der ostasiatischen Urschrift neuerdings bemerklicher im Vordergrund der Öffentlichkeit erscheint.

Als ein sehr beachtenswertes Symptom eben dieses Vorgangs ist die Herausgabe des chinesischen Romans „Sao fu tschuan“ in deutscher Sprache zu bezeichnen, die der Insel-Verlag in Leipzig veranstaltet hat. Das Werk, zur Zeit der Ming-Dynastie, schätzungsweise im 17. Jahrhundert, entstanden, ist unter dem Titel „Eisberg und Edelstein“ oder die Geschichte einer glücklichen Gattenswahl von Franz Kuhn aus dem Urtext übertragen worden; die eingestreuten Verse hat Albrecht Schaeffer nach der wörtlichen Verdeutschung sinngemäß geformt. Es handelt sich im übrigen hier um ein der zehn „Meisterbücher“ der chinesischen Literatur, um einen in ungezählten Exemplaren verbreiteten, im besten Sinne volkstümlichen Liebesroman, in dem der unbekannte Verfasser den Sieg der Tugend über das Verkommen sowohl wie über alle sonstige Segnerschaft am Beispiel des Helden und der Heldin, geistreich und geschickt trotz aller formalen Einfachheit, erzählt und zugleich ein farbenreiches Kulturgemälde entrollt. Denn wie der an körperlichem und feilschem Abel hervorragende Edelstein allen Anschlägen gegen seine Freiheit und seine Besinnung Widerpart hält, und wie die mit körperlichen und feilschen Vorzügen nicht minder begabte Eisberg alle Anschläge gegen ihre Tugend und ihren Ruf durchkreuzt, und wie am Ende das unerlöschliche Ausbarren der beiden durch die Gnade des Kaisers belohnt und gekrönt wird, das gibt Gelegenheit zur Schilderung einer solchen Vielzahl von Szenen aus dem öffentlichen und privaten Leben des China jener Zeit, daß dem Lesenden dadurch reichere und einprägsamere Kenntnis chinesischen Volkstums vermittelt wird als durch Unterweisungen umständlicher Gelehrsamkeit. Gleichzeitig aber enthält der Roman so viele rein menschliche Züge, daß auch die tiefere Weisheit, die er gelegentlich verkündet, nicht wie etwas Fremdartiges wirkt, sondern als ein Gut schlechthin menschheitlichen Denkens, das auch im Seidengewand chinesischer Ausdrucksform allgemein verständlich und beherzigenswert erscheint.

Während nun die Lyrik und die Erzählkunst Ostiens dem Europäer immerhin leicht bemerkbare Zugänge bieten, sieht er sich von der Theaterdichtung zunächst mit abgründlicher Fremdheit umgeben. Denn hier sind die von strenger Tradition geprägten Formen so durchaus und im Wortsinne „exotisch“, daß zu ihrem Verständnis, geschweige zu ihrem Genuß, eine grundsätzliche Umstellung erforderlich ist. Diese führt dann allerdings, wie aus den von Wolfgang von Goethe für die deutsche Bühne bearbeiteten, bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen „Japanischen Dramen“ unabweislich hervorgeht, zu einer inneren Bereicherung von lebendigem Werk, dessen Gewicht unzweifelhaft durch die sprachliche Leistung des deutschen Bearbeiters mitbestimmt wird. Losgelöst von den europäischen Begriffen der Schauspielkunst, findet der Leser auch in der Bühnendichtung des fernen Ostens geistige, feilsche und sittliche Elemente, die geeignet sind, ihm lebendige Teilnahme abzufordern. Würde es auch gewiß zu weit führen, bei gegenwärtiger Gelegenheit auf die kulturhistorisch überaus interessante Geschichte des japanischen Dramas näher einzugehen, so darf doch, bereits Ange deutetes ergänzend, gesagt werden, daß die japanische Schauspielkunst, ursprünglich von religiösem Zeremoniell und höfischem Ritus ausgehend, verschiedene literarische Formen angezeitigt hat, die heute noch gebräuchlich sind. Das No-Spiel, dessen Blütezeit annähernd ins 14. und 15. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung fällt, ist eine Art von Tanz-Gesang, dessen eigentlicher Inhalt ethische Motive lyrisch behandelt; es entfaltet sich nach einem feststehenden Schema, als dessen klassischer Vertreter Seami Motokiyo angesehen wird. Als volkstümliche Reaktion gegen das von der Oberschicht geförderte, ästhetisierende No-Spiel entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert aus dem heiteren Zwischenstück das rohenhafte Kabuki, dessen Biegellosigkeit wiederholt zu drastischen Maßnahmen der Regierung geführt hat, Verordnungen, die, vor allem gegen die Schauspielerei gerichtet, letzten Endes dem Joruri, dem Theater der lebensgroßen Puppen, besonders zugutekamen.

Im 17. und 18. Jahrhundert erfolgte dann unter Verwendung von Elementen der verschiedenen Spielformen eine neue Blüte des japanischen Dramas, die an die klassischen Namen Chikamatsu Monzaemon und Takada Izumo geknüpft ist, von denen der eine 98, der andere 31 Stücke geschrieben hat. Beide haben meist historische oder mythologische Gegenstände, daneben aber auch Motive aus dem bürgerlichen Leben behandelt.

In allen Zeiten und Formen und bei allen Autoren aber zeigt sich die für die ganze ostasiatische, besonders aber für die japanische Kunst so kennzeichnende „fast leidenschaftliche Hervorhebung und Betonung dessen, was innerhalb der erschaute Sphäre wesentlich erscheint“. Wo wir in langen Strophen zählen, rechnet der Japaner mit Worten und Silben. Er zielt mitten ins Schwarze, und zwar mit solcher Treffsicherheit, daß das vollendete Werk uns nicht selten als ein Extrakt der Natur entgegentritt, als eine grandios gesteigerte Wahrheit. Diese einartigen Konzentration des dramatischen Geschehens, die schließlich alles Fremde vergessen läßt, und die Fülle von Stimmung, die sich dabei entfaltet, lassen die japanische Bühnendichtung, und zumal, wenn sie in so gutem Deutsch, wie hier, dargeboten wird, als durchaus geeignet erscheinen, das Repertoire der deutschen Theater, das ja nicht überall durch ein besonders hohes Niveau ausgezeichnet ist, hochwertig aufzufrischen und so das europäische Geistesleben nicht weniger zu bereichern, als es durch die Übertragung ostasiatischer Lyrik und Erzählkunst unzulänglich schon geschehen ist.

Städtebauliche Eindrücke in Paris

Von Architekt Dr. ing. Roland Eichenlohr

Wenn man von Karlsruhe nach Paris kommt und eben sich mit dem zukünftigen Ausbau von Karlsruhe beschäftigt hat, zieht man vielleicht noch mehr als sonst Vergleiche in städtebaulicher Hinsicht, obwohl es natürlich ein Unding ist, eine der ältesten Zentralstädte Westeuropas, die Stadt der glänzenden Fürstentümer, die die Welt sah, mit einer erst 200 Jahren alten, nie durch besonderen Reichtum ausgezeichneten Stadt zueinander in Beziehung bringen zu wollen. Eben kann man Vergleiche ziehen mit Berlin, das zwar viel jünger als Paris ist, aber dichter bewohnt, heute eine größere Bevölkerungszahl aufweist. Paris ist, vom Standpunkt des Architekten und Städtebauers aus betrachtet, die Stadt weiträumiger Anlagen und der vollkommenen Plätze. Auch in Italien, wo das südliche Klima noch mehr als in Frankreich das Leben sich auf Straßen und Plätzen abspielen läßt, spielt der Platz im Stadtbild, selbst nicht in Rom, die Rolle, wie in Paris. Der Platz von St. Peter liegt ja außerhalb des Verkehrs und gehört architektonisch zum Dom und dem Vatikan. Und die andern Plätze in Rom (navona, del popolo, colonna usw.) sind ihrer Ausdehnung nach bedeutend kleiner als die Anlagen in Paris. Hier aber sind die Plätze, die sie umgebende Architektur, die gewaltigen Perspektiven durch die Avenues und Boulevards und endlich auch der sie durchflutende ungeheure Verkehr ein großes Ganzes, dessen Teile gegenseitig die Wirkung steigern und gleichzeitig ein Bild klassischer Stadtbaukunst, wie modernsten Weltstadt-Lebens in natürlicher Harmonie darbieten. Die leichten Bewegungen des Geländes, stärker betont durch die flachen Wölbungen der mächtigen Seinebrücken erhöhen den Eindruck, den das Stadtbild auslöst. Das Zentrum des Verkehrs zeigt der „Place de la Concorde“, etwa 250 auf 500 Meter messend, in dessen Mitte der 27 Meter hohe Obelisk von Lufkor mit einem Alter von 3200 Jahren von fabelhafter Wirkung ist. Östlich an dem genannten Platz erstrecken sich auf rund 1 km. Länge die Gärten der Tuilerien, westlich die Grünanlagen des Champs Elysées auf 700 Meter Länge, sich fortsetzend in der 70 Meter breiten und 1 1/2 km. langen Avenue des Champs-Elysées bis zum Triumphbogen, unter dessen mächtigem Bogen heute unweit dem Denkmal Gambettas, des Verteidigungshelden von 1870, das „Grab des unbekanntes Soldaten“ als Nationalheiligtum liegt, vor dem jeder Vorübergehende das Haupt entblößt. Aber solche Anlagen sind nicht auf einmal entstanden, sondern sind das Endergebnis von Werken verschiedener Jahrhunderte, verschiedener Herrscherhäuser! Wenn ich daran denke, was die lieben Karlsruher flaggen, weil der Nymphengarten von einer Grobverkehrsstraße durchzogen werden soll, oder weil wir nun 6 oder 8 (oder finds 10) Verkehrsinseln in Karlsruhe haben, wo doch auch mindestens 10 Autos in der Minute am „Mönninger“ vorbeifahren! Ich nahm mir die Mühe, auf dem Platz de la Concorde die Autos zu zählen: In den beiden Richtungen Nord-Süd und Ost-West und umgekehrt sind es je 60—80, oft 100 Autos, die sich in der Minute kreuzen, also durchschnittlich 120—150 Autos! Die Verkehrsinseln gehen dabei natürlich in die

Hunderte, wenn nicht Tausende, im ganzen Paris! Dabei fahren die Autos mit 40—50 km. Geschwindigkeit und auf dem ganzen Platz ist kein Verkehrsbeherrschter. Es geht hier alles selbstverständlich, weil jeder auf den anderen Rücksicht nimmt. Dazu kommt, daß die Autobusse zwischen den schnelleren Autos große Verkehrsbeherrschter sind.

Besonders auffallend ist, daß in Paris auf allen großen und schönen Plätzen, sowie auf den großen Boulevards die Straßenbahn mit unterirdischer Stromführung fährt, um das furchtbare Draht- und Mastengewirr zu vermeiden. Ich entsinne mich noch aus meiner Studienzeit, wie man in Berlin über S. M. schimpfte, weil er verlangte, daß am Brandenburger Tor keine Masten aufgestellt und Drähte gespannt werden dürfen. Es ist m. W. eine Errungenschaft der heiligen Revolution, daß man aber nun den Platz doch dadurch verschandelte, — nur um es anders zu machen.

Auch bei den unzähligen Denkmälern in Paris muß man an den „Denkmal-Wilhelm“ und an Karlsruhe denken. Wenn man in Paris auf einen so kleinen Platz wie unser Rondellplatz oder Kaiserplatz ein Denkmal mitten hineinstellen würde, dann würde man dafür wohl mehrmals guillotiniert. Wie großartige Beispiele hat man hier für Zusammenklang von Architektur und Monument. Ich bezweifle, ob alle Denkmäler von Anfang an so standen, wie sie heute stehen. Man hat sicher manche aus dem Verkehr herausgestellt und günstiger unter Berücksichtigung der Architektur aufgestellt. Ich denke z. B. an das wundervolle Beaubarnais-Denkmal seitlich des Eingangs zum „Hotel des Invalides“ u. a. m. Ein Denkmal, wie das vor dem Karlsruher Schloß, das die ganze Perspektive auf den Mittelpart des Schlosses verdeckt und verunstaltet, wäre in Paris unmöglich, auch z. B. die Aufstellung unseres Bismarckdenkmals, das zwar vor die Mische des Festhallenportals gehört, aber viel näher daran.

Oder gar der architektonisch einheitliche Platz! Wir haben in Karlsruhe zwei solche: den Schloßplatz und den Friedrichsplatz. Diese beiden wundervollen Plätzen, auf die wir stolz sein können, sind leider beide fast reiflos durch die riesigen Bäume und durch Buschwerk vernichtet. Man fängt zwar in der letzten Zeit an, hierin da und dort Besserung zu schaffen. Aber diese Urwaldriesen gehören eben nicht in einen architektonisch streng gegliederten Platz einer Verkehrs- und Kulturstätte. Wie gewaltig ist der Eindruck in Paris z. B. von der „Place des Vosges“, der nur etwa 125 auf 125 Meter hat, aber streng geschnittene Bäume trägt und die gleichförmige interessante Umbauung stark zur Wirkung kommen läßt. Zweifelloser wäre aber auch hier die Wirkung noch viel stärker, wenn die Bäume beseitigt würden. Das wichtige Reiterdenkmal mitten auf dem Platz ist heute durch das Laub der Bäume fast völlig verdeckt. Warum begnügt man sich nicht mit niedrigen Bosquets. Immerhin ist die heutige Wirkung, vor allem auch noch wegen der Farbigeit der umgebenden holländischen Backsteinarchitektur eine sehr tiefgehende.

Gewaltig sind die Arbeiten an dem sich auf zwei Bauhöhen mit etwa 600 Meter Länge erstreckenden Durchbruch des Boulevards Hauptmann. In Stelle alter Mietskasernen entstehen beiderseits der etwa 50—60 Meter breiten Straße riesige Geschäftshäuser, deren unterste Kellersohlen etwa 8 Meter unter dem Straßenniveau liegen. Dabei fiel mir ein, daß man bei Projekten für die Planung ums Ettlinger Tor herum, den Entwürfen das verbrauchte Platz- und Straßengelände nach Quadratmetern nachrechnete. Als ob man heute überhaupt solche Straßen, wie die vom Ettlinger Tor ausgehenden breit genug machen könnte. Und dabei mußte ich wieder der von Prof. Dr. Girsch gefundenen Straßen-Planlösung den Vorzug vor allen anderen geben im Gegensatz zu manchen Kollegen.

Aber nun wollen wir keine weiteren Vergleiche ziehen. Hier ist ja auch nicht der Platz für Anregungen. Auch gibt es in Paris natürlich Plätze, die nicht allen Ansprüchen genügen. Diese liegen aber dann auch abseits. Immerhin kann man an solchen Vergleichen lernen, auch wenn die Heimatstadt mit einer so an Geschichte, Tradition und finanziellen Mitteln überaus reichen Stadt wie Paris gegenüber nicht in Wettbewerb treten kann.

Ohne inneren Halt und Gewißheit, in bodenloser Verwirrung zu taumeln, heute nach dem Frühstück zu laufen und morgen nach der Sternschnuppe zu jagen, in blöder Vergesslichkeit am Abend nicht mehr zu wissen, was man am Morgen gewollt, nichts heilig zu halten als den eigenen Dünkel und Hochmut, alles Behrlose feige anzublafen und mit Kot zu bewerfen, an dem, was die Pähne weiß, aber flüchtig sich duckend vorüberzugehen, ohne Besinnung und Grundfah sich wie der Staub auf der Straße von jedem Winde umwirbeln zu lassen, plump und taktlos in alles hinein-tappen: das nennt ihr öffentliche Meinung! Ich nenne es öffentlichen Skandal. (Aus Joseph v. Görres Aphorismen)

Neues vom Gehörsinn

Von Univ.-Prof. D. Mumm.

Als einst der König von Preußen den Astronomen Bessel fragte, was es neues am Sternhimmel gäbe, antwortete dieser zwar: „Kennen Majestät denn schon alles alte?“ Trotzdem mag es gerechtfertigt sein, in unserem Falle einmal von dem neuen zu sprechen, denn es handelt sich um eine überraschende Entdeckung, die der experimentellen Forschung der letzten Jahre gegliedert ist: Das menschliche Gehörorgan ist nämlich mit einer geradezu märchenhaften Empfindlichkeit für die kleinsten Zeitunterschiede in der Erregung der beiden Ohren ausgerüstet. Wenn von irgend einem äußeren Schallreiz, z. B. einem Pfiff, Schallwellen ausgehen, so pflanzen sich diese in der Luft nach allen Richtungen hin mit gleicher Geschwindigkeit fort. Sie erreichen also das linke und das rechte Ohr nur dann in demselben Augenblick, wenn der Weg von der Schallquelle zu den beiden Ohren gleich lang ist, wenn also in unserem Beispiel, der Pfiff etwa gerade von vorn kommt. Kommt der Pfiff aber ein wenig von rechts, so ist der Weg zum rechten Ohr hin kürzer, als zum linken, und die Schallwellen langen in dem rechten Ohre eher an, als in dem linken. Bis hierher ist alles ganz einfach. Jetzt aber kommt die Überraschung, ja geradezu das Wunder: Zuverlässige Messungen, die an verschiedenen Forschungsstätten bestätigt sind, haben gezeigt, daß das Gehörorgan unter den geschilderten Umständen noch auf Zeitunterschiede anspricht, die auf den Betrag von $\frac{1}{100000}$ Sekunde herabgesunken sind, also 30 000 mal so klein sind, als das flüchtige Vorübergehen einer einzigen Sekunde!

Dieser Wert ist erstaunlich viel kleiner, als die kleinsten Zeiten, die sonst in der Psychologie eine Rolle spielen. Wir wissen es längst, daß unsere Gedanken nicht mit der Blitzschnelle einander folgen, von der die Dichtersprache, auch der rascheste Übergang von einer Vorstellung zu einer anderen, eine fogen. Assoziation, nimmt eine Zeit von einigen Zehnteln Sekunden in Anspruch. Nicht viel schneller sind auch die leichtfertigsten Entschlüsse, die durch unser Bewußtsein zu hufchen vermögen. Erst bei den Reflexzeiten kommen wir auf merklich kleinere Größen: die ruckweisen Bewegungen unserer Augen, deren wir etwa 5-7 beim Überfliegen einer gewöhnlichen Druckzeile ausführen, erfolgen als Reflexe, also als unwillkürliche Bewegungen auf die einzelnen Gesichtsbilder hin so schnell, daß die Dauer jeder einzelnen von ihnen meist unter ein Zehntel Sekunde bleibt. Aber, um wieviel kleiner, als alle diese Zeiten, sind doch die vorhin genannten Zeitunterschiede in der Erregung der beiden Ohren, auf die unser Gehörorgan noch anspricht! Freilich kommen sie nicht als solche zum Bewußtsein, sondern sie setzen sich in gewöhnliche Unterschiede um, nämlich in Richtungsunterschiede. Wird das rechte Ohr von demselben Schallkreis um einen solchen außerordentlich kleinen Betrag von $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{100000}$ Sekunde eher getroffen, als das linke, dann verlegen wir den Schall, in unserem Beispiel von vorn also den Pfiff, nach der Seite des rechten Ohres hinüber, d. h., wir erkennen die Richtung, aus der ein Schall kommt, auf Grund der Zeitunterschiede im Anlangen der Schallwellen im linken und rechten Ohre. Hier kann man in Wahrheit das Wort aus dem Parzival umkehren und davon sprechen, daß sich die Zeit zum Raume wandelt.

Zur experimentellen Prüfung dieser Theorie bedarf es feinsten Meßinstrumente, die uns die Zeitspanne von einer Sekunde noch in 30 000 gleiche Teile einteilen, so

daß wir künstlich einen solchen Zeitunterschied zwischen der Erregung der beiden Ohren herstellen können. Wir brauchen nämlich weiter nichts dazu, als zwei Taschenuhren. Unsere Taschenuhr ist im Grunde genommen ein Präzisionsinstrument, das uns fast zu vertraut geworden ist, als daß wir ernsthaft darüber nachdachten, was es eigentlich an Genauigkeit leistet. Bei den meisten Taschenuhren schwingt die Unruhe so, daß fünf Schläge innerhalb einer Sekunde entstehen, die in einem charakteristischen Rhythmus eingebettet sind. Wenn man nun zwei beliebige Uhren nimmt, so wird stets die eine gegen die andere ein wenig verschieden gehen. Angenommen, sie überholt sie am Tage um rund $2\frac{1}{2}$ Minuten, so überholt sie sie also in je 10 Minuten um eine Sekunde. Die schneller gehende Uhr schiebt ihre einzelnen Schläge an die der langsameren heran; die Abstände zwischen je einem Schläge der langsameren und der schnelleren Uhr werden immer kleiner, bis herab zu Null, und dann entfernen sich ebenso allmählich die Schläge der schnelleren Uhr von den zurückbleibenden der langsameren. Zu unserem Beispiel vollzieht sich dieses Hindurchgehen durch die aller kleinsten Zeitunterschiede zwischen den Schlägen der beiden Uhren je einmal innerhalb von 10 Minuten.

Der Leser kann nun selbst den folgenden höchst merkwürdigen Versuch anstellen: Man halte eine Taschenuhr vor das linke, und eine andere vor das rechte Ohr. Dann fallen im allgemeinen die Rhythmen der beiden Uhren deutlich auseinander. Man kann sich mit der Aufmerksamkeit bald der einen, bald der anderen zuwenden, hört aber deutlich, daß eben zwei solcher Uhren vor den Ohren schlagen. Nun heißt es, sich mit Geduld wappnen, bis auf Grund des Gangunterschiedes der beiden Uhren in der geschilderten Weise die Rhythmen einander näher kommen. Bevor sie wirklich zusammenfallen, stellen sich bei dem ganz allmählichen Zusammenrücken Zeitunterschiede her, die tatsächlich so klein sind, daß sie unter den früher genannten Wert von $\frac{1}{1000}$ Sekunde herabsinken. Und nun tritt das merkwürdige Phänomen ein: Das Ohr hört jetzt nur noch eine Uhr schlagen, und der Schlag dieser einen Taschenuhr, die ich allein noch höre, wandert in geradezu geheimnisvoller Weise durch das Innere des Kopfes hindurch von einem Ohre zum anderen. Der Schall der beiden Uhren ist zu einem gemeinsamen Eindruck verschmolzen, und dieses Schallbild folgt den kleinsten, noch übrig gebliebenen Zeitunterschieden. Das Gehörorgan setzt genau so, wie beim gewöhnlichen Hören, diese aller kleinsten Zeitunterschiede in Richtungsunterschiede um, und daher rührt das geheimnisvolle Wandern von einem Ohre zum anderen. Dem mathematisch denkenden Leser fällt es nicht schwer, aus dem Gangunterschied der beiden Uhren zu berechnen, wie klein denn tatsächlich die Zeitunterschiede sind, während deren diese Wanderung des Schalles dauert. Wenn er gut beobachtet hat, wird er immer wieder in die Nähe der genannten sehr kleinen Werte hingeführt! Der Taschenuhrenversuch ist zugleich ein bezeichnendes Beispiel dafür, daß oft in dem scheinbar bekannten und selbstverständlichen die eigentlichen Wunder versteckt sind. Der Leipziger Psychologe E. S. Weber schilderte 1846 als erster den verschiedenen Eindruck, den man von dem Rhythmus zweier Taschenuhren erhält, wenn man sie entweder beide vor dasselbe Ohr hält, oder sie auf beide Ohren verteilt. Wahrscheinlich hat er nicht lange genug die beiden Uhren angehört; das Entscheidende an dem Phänomen — die Wanderung des Schallbildes — entging ihm. Sie entging ebenso den vielen, die nach ihm diesen Versuch wiederholten, und erst in diesem Jahre fand der Kiefer Psychologe Witt-

mann in dem Taschenuhrenversuch das eigentliche Kernstück, — die Wanderung und die genaue Übereinstimmung mit der aus anderen Messungen bereits bekannt gewordenen feinen Zeitempfindlichkeit des Ohres.

Wer als wissenschaftlich denkender Mensch gelernt hat, im Kleinen das Große zu erkennen, der achtet auch auf diese Einzelheit die wahren Wunder der Natur. Denn wie es zugeht, daß im Gehörorgan jene kleinsten Zeitunterschiede zur Wirksamkeit gelangen, das bleibt im Grunde genommen in Dunkel gehüllt.

Hamsuns erste Amerikareise

Aus der ersten deutschen Biographie des norwegischen Dichters Knut Hamsun von Carl David Marcus, die Jacoben im Horn-Verlag, Berlin-Grünwald erschienen ist.

Nachdem er der Schuhmacherei überdrüssig geworden war, begann er seine Wanderjahre; er tritt in einem Fischerdörfchen als Kohlenausläder auf, er reist durch das halbe Land, verweilt nirgends besonders lange, wird von der Not und von einem inneren Drang vorwärts getrieben. Während dieser Wanderjahre war er Lehrer, Angestellter bei einem Landrat, Steinbrecher, Bergarbeiter u. a. m. Einmal war das Glück ihm gewogen, er fand einen Mäcen, der ihn auf eine Auslandsreise schickte.

Nach all diesen Erwerbsversuchen und sicherlich manchen heimlichen Schreibern wird er der Verdienstmöglichkeit seines Heimatlandes überdrüssig, greift den alten Familiengedanken wieder auf und wandert, 22 Jahre alt, nach Amerika aus, zunächst in der Absicht, Prediger der Unitarier zu werden. Das soll ihm nicht gelingen sein, und nun beginnt dasselbe Leben wie in Norwegen, nur unendlich viel schwerer, lebensgefährlicher der furchtbare Kampf eines Emigranten um seine Existenz, um sein Leben unter Ausübung jeder denkbaren und undenkbaren Arbeit. Aber alle die Hamsun während dieser seiner ersten Amerikaperiode kannten, erzählten, daß sie selten einen so hübschen jungen Menschen gesehen haben, der so mit wichtigen Einfällen überraschte und über eine so glänzende Laune und amüsante Lebensfreude verfügte.

In seinen Freizeitstunden arbeitete er schriftstellerisch. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er glaubte, in der gewaltigen Menschenmasse Amerikas leichter ein Publikum zu bekommen, als in dem unbeschreiblich schwach bevölkerten Vaterlande. Es wird von ihm berichtet, daß er wie ein Berserker schrieb, dann alles zerriss, was er während der Nacht verfaßt hatte, weil es in keiner Weise dem entsprach, was er mit dem geschriebenen Worte hatte sagen wollen.

Schließlich aber brachen seine Kräfte. Eines Abends, als er mit gewaltiger Stimme auf einem Bazar in Minneapolis Vorkundgebungen hielt, fühlte er, wie etwas in seiner Brust entzwei sprang; er fing an, Blut zu spucken, wurde bettlägerig, und die Ärzte stellten die Diagnose: galoppierende Schwindel und nur noch etwa drei Monate Leben! Er mußte sich sofort auf den Weg machen, wenn er Norwegen noch erreichen wollte.

Knut Hamsun machte sich wirklich auf den Weg, ohne sich besonders darum zu kümmern, was die Ärzte festgestellt hatten. Er brauchte eine höchst merkwürdige Kur, auf die er sich zum Glück kein Patent geben ließ. Er stellte sich nämlich auf die Luftröhre, die drei Tage brauchte, um New York zu erreichen und ließ während der Fahrt den starken Luftstrom in seine Lungen eindringen. Er selber behauptet, daß er bei seiner Ankunft in New York schon halbwegs gesund war. In Norwegen wurde er, nachdem er sich einige Monate ausgeruht hatte, vollständig gesund; die Diagnose dürfte unrichtig gewesen sein. Das war im Sommer 1885.

Wanderungen der Fische

Die regelmäßig wiederkehrenden Wanderungen unserer Zugvögel sind allgemein bekannt. Weniger bekannt scheinen die gesetzmäßigen Wanderungen unter den Fischen zu sein, deren Beobachtung und Erforschung uns weit mehr Schwierigkeiten bereitet als die Wanderungen der Zugvögel. So kommt es denn, daß wir wohl wissen, daß der Raichplaf des Nals mitten im Atlantischen Ozean zwischen dem 25. und 45. Grad nördl. Breite in einer Tiefe von 800 bis 1000 Meter liegt, aber den Raich des Nals selbst bisher noch nicht gefunden haben. Wohl aber kennen wir wieder die Kalkarven und deren Entwicklungsgang. Der Nal ist ein Süßwasserfisch und wandert zum Raichen aus den Flüssen ins Meer. Die jungen Nale wachsen unter dauernden Umwandlungen in bezug auf die Form innerhalb zwei Jahren zu etwa 8 Zentimeter langen Fischen heran und erhalten mit zwei Jahren die typische Nalgestalt. Bis dahin halten sie sich in größeren Tiefen in der Nähe der Raichplätze auf. Nunmehr beginnt die Wanderung der Jungale in großen Scharen nach den Flußmündungen, steigen die Flußläufe hinauf und zerstreuen sich in den damit zusammenhängenden Flußgebieten. Dabei werden von den Jungalen große Hindernisse, wie steile Wasserfälle und hohe Wehre überwunden. Besonders interessant ist die Überwindung des Rheinfalles bei Schaffhausen, wobei Millionen der Jungale den Tod finden. Die Überwindung der rauhen Gesteinsoberfläche bietet der schlängelnden Fortbewegung der Nale Schwierigkeiten und eine unendlich große Anzahl verendet bei dem Versuch der Rheinfälleüberwindung. Die Leiber der toten Jungale dienen den Überlebenden als Stützpunkte beim Überwinden des Hindernisses und auf diese Weise gelangen die Nale in den Bodensee. Etwa mit 8 Jahren werden die Tiere geschlechtsreif und die Rückwanderung ins Meer beginnt. Auf dieser weiten Wanderung ins Meer legt der Nal täglich 15 bis 18 Kilometer zurück, so daß er nahezu 1 Jahr zur Erreichung seines Raichplatzes im Atlantischen Ozean wandern muß. Eine Rückwanderung der

Raichale ist bisher noch nirgends beobachtet worden und man kann daher annehmen, daß der Nal nach dem Raichgeschäft stirbt.

Zur Gegenfah zum Nal zieht der Lachs, der ein Meeresbewohner ist, zum Raichen aus dem Meere nach den Flüssen. Stromschnellen und Wehre werden dabei mit Leichtigkeit überwunden, der Lachs ist ein guter Springer und hat die Fähigkeit, bis zu 3 Meter in die Höhe schnellen zu können. Bezüglich der Lachswanderungen hat man überraschende Beobachtungen gemacht. Durch Markierung von Jungalachsen mit kupfernen Ringen in den Flossen wurde festgestellt, daß die Lachse, welche aus der Weser stammen, zur Fortpflanzungszeit nur wieder in die Weser zurückkehren, die Lachse aus dem Rhein nur wieder nach dem Rhein. Dasselbe gilt auch für die Lachse in den Nebenflüssen von Rhein und Weser. Man kann also annehmen, daß ebenso wie die Zugvögel, auch die Lachse immer wieder ihre Heimat aufsuchen, wo sie geboren sind. Diese Tatsache spricht außerdem dafür, daß die Fische einen hochentwickelten Gesinnungsinstinkt und ein gutes Gedächtnis haben. Die Fischzüchter wissen denn auch, daß sich die Fische sehr schnell an die Stellen gewöhnen, wo sie gefüttert werden und dorthin regelmäßig und zu bestimmten Zeiten zurückkehren.

Ständen die Wanderungen des Nals und Lachses mit der Fortpflanzung in einem gesetzmäßigen Zusammenhang, so muß man den gewaltigen Wanderungen des Herings eine andere Ursache beimessen. Die Wanderungen der Heringe, die für unsere Heringsfischerei von größter Bedeutung sind, hängen mit der Nahrungsfrage zusammen. Die Hauptnahrung der Heringe bilden die Kleinlebewesen des Planktons, deren Anwesenheit von Meerestömungen und Jahreszeit abhängig ist. Die Wanderzüge der Heringe folgen daher immer dem Plankton des Meeres, und zwar dicht unter der Wasseroberfläche, auf dem die Kleinlebewesen herumtreiben. Aus den gewaltigen Heringsansammlungen hat der Mensch Nutzen gezogen und der Heringsfang ist in vielen Ländern volkswirtschaftlich ein wichtiger Erwerbszweig geworden. F.

Aphorismen

Von Joseph von Görres (1776—1848).

Wenn die Krise am nächsten, sind die Symptome der Krankheit am heftigsten. Eine kleine außen kaum sichtbare Veränderung ergibt sich und sogleich ist alles anders: die geschwächten Kräfte erheben sich, das Lebensgefühl erwacht, die gestörten Verrichtungen sind wieder im Gange; über Nacht hat alles sich geändert, das Nächstbergangene liegt wie ein dumpfer Traum hinter uns, man begreift nicht, wie so wenig Atome von Krankheitsmaterie den Haushalt so lange gestört und die Natur die Zerrüttung so lange geduldet hat. Also der Zustand Europas vor und einst nach der Krise.

Gott liebt die Wahrheit, der Teufel haßt sie ganz und in Masse mit gründlichem unversöhnlichem Haß; wer immer, wenn auch nur teilweise, sie haßt, ist ein Genosse des Satans, ihm näher oder ferner befreundet, je nachdem er sie mehr oder minder abstößt.

Frisch und fröhlich hat dies Geschlecht sich dem Teufel verschrieben; jetzt, wo die Zieljahre nahe verlaufen, soll der Himmel sie mit Wunden loskaufen, dann sind sie nicht abgeneigt, auf sonst leidliche Bedingungen ihm die Kadaver zu überlassen.

Die Parvenus.

Bei Rauch und Gelag haben wir zuerst unser Ich als ein absolutes gesetzt, darnach wird wir erwachsen in Reife, Gemeinheit und jeglicher brutalen Gefinnung; Treulosigkeit, Gewalttat, Raub und Schelmerei aller Art haben wir geübt; darnach sind wir fromm geworden und liebedürftig dabei; dann von Haus und Hof gejagt wieder tugendhaft in Beknirschung und Mühe; bald aber ist der alte Adam wiedergekehrt und treibt dies Leben auf die alte Weise nun fort. Jetzt sind wir groß, werden aber wieder klein, denn der Himmel ist den Untreuen gram.